

ROT

von Anil K. Jain (ca. 1994)

Alles was er wahrnahm war: Rot, ein leuchtendes, fast unwirklich intensives Rot. Es war so, als sähe er diese Farbe zum ersten Mal. Aber er sah es nicht nur, er fühlte dieses Rot, er roch es und schmeckte es in seinem Mund: ein alles überwältigender Eindruck.

Rot, rot, rot – es füllte sein ganzes Denken aus. Nichts hatte platz neben diesem Rot. Das heißt, war es überhaupt rot? Denn es war nicht das Rot einer Kirsche, auch kein lippenstiftiges Frauenmünderrot oder gar das »Rot ist die Farbe der Liebe«-Rot einer Bordelltapete.

Es war ein völlig neues, einzigartiges Rot und es schmeckte nach Leben und roch nach Schmerz. Und es hörte sich an wie die Sirene eines Notarzwagens.

Seit er vom Rad gestürzt war und sich überschlagen hatte, sah er nur noch dieses Rot. Es troff ihm aus der Nase und sickerte in seinen Mund. Es quoll aus seinem linken Unterarm und es war – rot. Er konnte seinen Blick nicht wenden. Alles andere erschien ihm unwirklich. Nur das Rot war real. Fasziniert und gebannt stierte er auf die Wunde. Noch nie hatte er so ein Rot gesehen.

Er fragte sich, ob auch die Leute, die um ihn standen, das Rot sahen. Oder sahen sie ein anderes Rot? Nein, sie mußten es sehen. Weshalb sollten sie sonst stehen geblieben sein!

Jetzt hörte er das Rot sogar zu ihm sprechen. Ein Mann hatte sich über ihn gebeugt und redete auf ihn ein. Bald kamen auch Sanitäter und hievten ihn auf eine Bare. Es war jedoch keine Totenbahre wie er zuerst gemeint hatte. Ob sie das Rot sähen, fragte er sie. Sie antworteten, doch er konnte sie nicht verstehen, denn sie sagten, daß er sich beruhigen solle und das alles nicht so schlimm sei, er stehe nur unter einem Schock. Man gab ihm eine Infusion und bald wurde das Rot kühler.

Der Unfall war nicht seine Schuld gewesen. Ein anderer Radfahrer hatte zum Überholen angesetzt, jedoch nicht bemerkt, daß er ihm mit hoher Geschwindigkeit entgegen gekommen war. Um einen Zusammenstoß zu vermeiden, war er ausgewichen, dabei aber vom Radweg abgekommen und hatte sich überschlagen.

Er habe noch einmal Glück gehabt, so sagte man ihm im Krankenhaus, nachdem man ihn untersucht hatte. Es hätte weitaus mehr passieren können. Die Radunfälle würden immer häufiger und schwerer. Und dann fragte man ihn, ob er sich noch an den Unfall erinnern könne.

Ja, antwortete er, er sei sehr schnell gefahren, schnell und immer schneller. Wie ein Rausch sei es gewesen. Seine Beine waren von einem geheimen Impuls getrieben in die Pedale getreten. Er selbst habe es gar nicht gewollt. Nach einer Weile war da ein Schmerz in den Oberschenkeln gewesen. Der sei aber wieder vergangen. Schließlich war da nur noch dieses Hochgefühl der Geschwindigkeit gewesen. Und dazu das Surren der Reifen auf dem glatten Asphalt. »Haben Sie schon einmal das Surren von Fahrradreifen auf glattem Asphalt gehört?« fragte er.

»Außer einigen Schürfwunden und Ihrer Verletzung am linken Unterarm können wir nichts weiter feststellen«, sagte man ihm darauf. Es wäre aber in jedem Fall empfehlenswert, so bemerkte

der Arzt, wenn er zur Beobachtung die Nacht über bleiben würde, da man eine Gehirnerschütterung vermutete.

Er weigerte sich jedoch hartnäckig: »Ich fühle mich völlig gesund«, erwiderte er dem behandelnden Arzt auf dessen Drängen zu bleiben. Nachdem er unterschrieben hatte, daß er die volle Verantwortung für seine frühzeitige Entlassung übernehmen würde, verließ er das Krankenhaus mit einem herbeigerufenen Taxi.

Dem Fahrer nannte er seine Adresse. Dann lehnte er sich zurück und dachte an die Schwester, die ihm den Verband am Arm angelegt hatte. Wie sorgfältig und zärtlich sie die weiße Binde um die Wunde gewickelt hatte! Aus Dankbarkeit hatte er sie umarmen wollen, sich dann aber nicht getraut. Einmal hatten ihre Brüste seine Schulter gestreift. Er meinte sie zu lieben. Morgen würde er ihr Blumen schicken. Jetzt blickte er auf den sauber verbundenen Arm. Der Verband überdeckte das Rot der Wunde.

Dieses Rot, dachte er, aber seine Erinnerung war nur noch vage. Er versuchte sich den Eindruck ins Gedächtnis zurückzuholen, was ihm aber mißlang. Plötzlich spürte er ein dringendes Verlangen den Verband herunterzureißen. Er konnte sich gerade zusammenehmen und beschloß damit zu warten bis er zu Hause angelangt war. Auch dachte er an die Krankenschwester, die den Verband doch gerade erst so liebevoll angelegt hatte. Dem Taxifahrer sagte er, er solle sich beeilen. Bei jeder roten Ampel wurde er nervös. Vor allem fand er, daß das Rot der Ampel in seiner Fadenscheinigkeit unerträglich war.

»Weiterfahren, weiterfahren!« befahl er dem Fahrer.

»Wir haben rot.« bemerkte dieser, der sich über ihn wunderte, aber wohl einiges von seinen Fahrgästen gewohnt war.

Rot. Hatte der Mensch noch nie in seinem Leben ein Rot gesehen, das diesen Namen verdiente.

»Rot«, murmelte er vor sich hin und mußte auflachen. Er amüsierte sich über den Fahrer und dessen Einfältigkeit.

Während er noch lachte hielt der Wagen und der Taxifahrer forderte das Fahrtgeld: »32,80«, sagte der Fahrer. »Es macht 32,80.«

Er griff in seine Tasche und reichte ihm wahllos einen Schein.

»32,80«, wiederholte der Fahrer. »Es macht 32,80.«

Irritiert gab er ihm einen zweiten Schein und verließ das Taxi, nachdem der Fahrer nicht weiter protestierte, sondern nach Wechselgeld kramte.

Als er eintrat, bemerkte er gleich den Geruch. Sie mußte hier gewesen sein. Noch nie hatte er ihr Parfum leiden können. Sie kam immer, wenn er nicht zu Hause war. Und immer nahm sie einige der Sachen mit, von denen sie sagte, daß sie ihr gehörten. Deshalb versuchte er herauszufinden, was sie wohl diesmal entfernt hatte: in der Küche fehlte das Schränkchen mit den Gewürzen. Sofort wollte er sie anrufen. Er hatte das Schränkchen eigenhändig zusammengebaut. Sie hatte kein Recht es mitzunehmen.

Bevor es aber bei ihr läutete, legte er wieder auf. Er wußte genau, was sie sagen würde: »Sei doch nicht so kleinlich«, würde sie sagen, »immer mußt du so kleinlich sein. Aber deshalb habe ich dich schließlich verlassen.«

Er wollte es nicht hören. Auch ihre Stimme wollte er nicht hören. Denn ihre Stimme hatte er immer gemocht. Morgen würde er der Krankenschwester Blumen schicken.

Die Krankenschwester. Wie zärtlich sie beim Angelegen des Verbands gewesen war. Aber der Verband überdeckte das Rot der Wunde. Er wollte es wieder zum Vorschein bringen. Deshalb wickelte ihn auf. Er fühlte nichts dabei, nur als er den Fließ von der Wunde nahm – ein wenig Schmerz. Und der Schmerz ließ schnell nach. Es war nur ein Augenblick. Trotzdem machte er ihn neugierig. Der Schmerz hatte etwas vielversprechendes. Umso enttäuschter war er: dieser blasse Abglanz eines Rot! Und an den Rändern war es schon verwest: ein grindiges Braun. Schnell brachte er den Verband wieder an. In hastigen Bewegungen schlang er die Binde um seinen Unterarm. Das Ende befestigte er, indem er es mit einer Sicherheitsklammer fixierte. Den Haftverschluß hatte er aus Unachtsamkeit herunterfallen lassen.

Nach einer Weile fühlte er sich hungrig. Er bereitete er sich Spaghetti. Er haßte Spaghetti! Seitdem sie ausgezogen war, ernährte er sich fast ausschließlich davon. Beim Schneiden der Zwiebeln für die Soße behinderte ihn der Verband etwas. Auch gab er nicht acht: während er die Tomaten in der Dose passierte, spritzten kleine rote Tropfen auf die weiße Binde.

Am Abend mußte er sich übergeben. Die Spaghetti schwammen wie fädige Würmer in roter Soße in der Kloschüssel. Er hatte es gerade noch bis zur Toilette geschafft. Zuerst meinte er wie befreit zu sein. Als der bittere Schwall aus ihm herausgebrochen war, hatte er sich so glücklich gefühlt. Dankbar kniete er auf dem Boden und wischte sich den Mund am Verband ab. Dann merkte er aber, daß die Übelkeit nicht verschwunden war. Es war eine seltsame Art von Übelkeit. Er fühlte sie nur im Kopf, meinte, daß dieser jeden Moment zerspringen oder platzen würde, doch trotzdem hatte er sich übergeben müssen. Eigentlich wunderte es ihn, daß er noch denken konnte und glaubte nun, daß er vielleicht doch besser im Krankenhaus geblieben wäre. So wäre er auch der Schwester näher. Auf jeden Fall würde er ihr morgen Blumen schicken, sagte er sich. Oder er würde sich ins Krankenhaus einliefern lassen. Mit einem Mal begann er zu weinen. Vielleicht war es, weil er an die Schwester gedacht hatte. Genau wußte er es aber nicht. Er fühlte sich nur so unendlich traurig. Am besten wäre es zu schlafen, dachte er. Er konnte aber nicht schlafen. Die Übelkeit hinderte ihn daran und auch seine Traurigkeit. Ab und zu übergab er sich. Bis es hell wurde saß er also mit dem schlechten Geschmack in seinem Mund auf den fleckigen, kalten Kacheln der Toilette. Dann verließ er die Wohnung. Es war eine Flucht. Diese riesige Wohnung, dachte er, als er abspernte. Diese Weiträumigkeit! Es war doch alles viel zu weiträumig. Genau genommen war es ein Gefängnis, ein viel zu weiträumiges Gefängnis.

Die Geschäfte hatten noch geschlossen. Auch der Blumenladen war geschlossen. Er wartete bis die Verkäuferin aufsperrte. Als es endlich soweit war sagte er ihr, sie solle einen großen Strauß Blumen zusammenstellen.

»Ich will sie an jemanden schicken lassen«, sagte er. »Das ist doch möglich?« Die Verkäuferin nickte. Da sie ihm sympathisch war, überließ er ihr die Auswahl. Es sollte nur nicht zu pompös wirken.

»Wie wäre es mit einem Strauß roter Rosen? Die sind klassisch und kommen eigentlich immer gut an«, meinte die Verkäuferin.

»Ja, das ist eine gute Idee«, sagte er.

»Und wo sollen wir sie abgeben?« fragte sie, als sie die Blumen in Seidenpapier eingewickelt hatte. Die Frage brachte ihn in Verlegenheit.

»Geben Sie sie im Krankenhaus, auf der Unfallstation, ab.«

»Ja, aber in welchem Krankenhaus denn? Und wer soll sie bekommen?«

»Sie sind für die Schwester dort. Den Namen des Krankenhauses weiß ich nicht mehr. Es ist aber auch egal. Bringen Sie sie nur in irgend ein Krankenhaus und geben Sie sie einer der Schwestern.«

Die Verkäuferin war verwirrt. »Und es ist ihnen wirklich egal in welches Krankenhaus wir sie bringen und wem wir sie übergeben?«, fragte sie erstaunt.

»Nein, sie müssen sie einer der Schwestern geben.«

»Wollen sie eine Karte beilegen?«

»Ist das denn üblich?«

»Eigentlich schon, aber in ihrem Fall ... «

»Nein, vielleicht schreibe ich wirklich besser eine Karte.«

»Wie Sie meinen.« Die Verkäuferin reichte ihm einen Stift und legte ihm eine Auswahl Karten vor. Er wählte eine aus marmoriertem Papier. Mit dem Stift schrieb er: »Weil Sie so zärtlich waren. Ein dankbarer Patient.«

Er zahlte und verließ den Laden. Da er die Verkäuferin sympathisch fand, waren ihm sein Mundgeruch und der ungepflegte Eindruck, den er hinterlassen haben mußte, peinlich.

»Eigentlich hätte ich auch der Blumenverkäuferin einen Strauß schenken können«, überlegte er. Aber dann dachte er, daß sie sich möglicherweise nicht einmal gefreut hätte. Wahrscheinlich haßte sie Blumen. Wenn man den ganzen Tag von Blumen umgeben war, mußte man sie doch hassen.

Er schlenderte durch die noch wenig belebten Straßen. In einem Café bestellte er sich ein Frühstück. Es ging ihm jetzt etwas besser. Als er das Essen jedoch vor sich sah, wurde ihm wieder übel und er ließ es stehen. Trotzdem gab er der Bedienung ein Trinkgeld. Draußen mußte er sich wieder übergeben. Sein Magen war beinahe leer und so spie er diesmal nicht viel. Ob eine Gehirnerschütterung wohl eine ernste Angelegenheit war, fragte er sich. Er konnte es sich aber nicht vorstellen. Ein wenig Übelkeit, das ließ sich aushalten. Ihm war ohnehin übel. Zwar nicht physisch, doch seelisch. Seit sie ihn verlassen hatte, fühlte er sich zum Kotzen. Da war es nur natürlich, wenn er es nun wirklich tat.

Niemand kümmerte sich um ihn. Die Leute schienen es normal zu finden, daß jemand auf die Straße vomüerte. Wahrscheinlich dachten sie, er sei ein Betrunkener. Es war gut, daß man ihn in Ruhe ließ. Er hätte es nicht ertragen angesprochen zu werden.

Auf einmal dachte er an sein Rad. Wo war sein Rad? Im Krankenwagen hatte man es sicher nicht mitgenommen. Vielleicht lag es noch an der Unfallstelle. Am besten würde er dort hingehen und nachsehen. Aber das war ja Wahnsinn. So klar konnte er noch denken, daß er einsah, daß das Wahnsinn war.

»Kann ich Ihnen helfen?« hörte er eine männliche Stimme sagen. Gleichzeitig legte sich eine Hand auf seinen Rücken. »Ist Ihnen übel?«

»Natürlich ist mir übel«, entgegnete er barsch. »Sehen Sie das denn nicht.«

»Ich wollte Ihnen doch nur helfen«, sagte der Mann und ging achselzuckend weiter.

Er schämte sich. Soweit war es also schon gekommen mit ihm. Er hatte alle seine Manieren vergessen. Aber was nutzten ihm Manieren? Und was nutzte ihm seine Übelkeit? Er haßte es zu leiden.

»Ist dort der Notruf?« fragte er.

»Ja. Wie ist ihr Name?«

»Mir ist übel. Ich brauche einen Krankenwagen. Sofort.«

»Waren sie schon beim Arzt?«

»Nein. Mir ist übel. Ich brauche einen Krankenwagen.«

»Was fehlt Ihnen denn?«

»Ich glaube ich habe eine Gehirnerschütterung.«

»Gehen sie doch erst einmal zum Arzt. Oder können sie nicht mehr gehen?«

»Doch, ich glaube schon.«

»Na sehen Sie. Gehen Sie also zum Arzt und wenn der auch meint, daß sie einen Krankenwagen brauchen, dann wird er ihn sicher rufen.«

Der Mann vom Notruf hatte aufgelegt. Er fühlte sich verraten. Nicht einmal darauf konnte man sich verlassen.

In die Wohnung wollte er nicht zurück. Die Wohnung bedeutete seinen Sieg und seine Niederlage. Sie hatte diese Wohnung immer geliebt. Die letzten Jahre war sie nur wegen der Wohnung bei ihm geblieben. Jetzt war ihr Haß auf ihn größer als ihre Liebe zu der Wohnung und so gehörte ihm die Wohnung alleine. Das heißt, eigentlich gehörte ihm die Wohnung nicht, denn er konnte es nicht in dieser Wohnung aushalten. Deshalb ging er zu einem Taxistand.

»Fahren Sie mich ins Krankenhaus«, sagte er dem Fahrer.

»In welches Krankenhaus«, fragte dieser.

»In das entfernteste«, antwortete er. »Ich will so lange wie möglich in ihrem Taxi fahren.«

»Ihr Wunsch ist mir Befehl.«

In der Notaufnahme erklärte er der Krankenschwester, daß er eine Gehirnerschütterung habe. Es sei nicht an ihm eine Diagnose zu stellen erklärte man ihm darauf. Dafür sei der behandelnde Arzt zuständig. Er solle lediglich seine Symptome so genau wie möglich beschreiben.

»Was sind denn die Symptome einer Gehirnerschütterung«, fragte er. »Und überhaupt, wo ist denn die Schwester von gestern, die mir den Verband angelegt hat.«

»Diesen verdreckten Fetzen Stoff hat ihnen sicher keine unserer Schwestern angelegt.«

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text steht für die private Lektüre zum Download unter: <http://www.power-xs.net/jain>.
Er darf ohne Zustimmung des Verfassers weder verändert, kopiert, weiterverteilt oder anderweitig anders als für private Lektürezwecke benutzt werden. Viel Spaß!